

Auf dem Weg nach 2025

Tschüss Reformationsdekade! Jetzt feiern die Täufer!?

Die Reformationsdekade, die bereits 2008 begann, und das Jubiläumsjahr mit seinem Höhepunkt am 31. Oktober 2017, den manche vielleicht lediglich als zusätzlichen arbeitsfreien Tag wahrgenommen haben, liegen hinter uns. Da erscheint es angebracht, aus täuferischer Sicht ein wenig zu reflektieren und den Blick nach vorne zu richten. Schließlich befinden sich die Mennoniten gerade am Anfang ihres Weges zum Täuferjubiläum, das 2025 gefeiert werden soll. Schon gibt es die ersten Diskussionen über dieses „Feiern“: Was soll gefeiert werden? Wer soll feiern? Und welche Botschaft soll von diesen Feiern ausgehen? Ein kurzes Erschrecken ist zu spüren in der heutigen Generation, die die von oben verordnete Identitätsstiftung durch den Blick in die täuferische Geschichte als längst vergessen geglaubt hat. Der zuweilen sehr pathetische und moralisch überhöhte Blick in die Geschichte wurde lange genug zur Gemeindepolitik erklärt. Soll es jetzt schon wieder um Geschichte gehen?

Identitätsstiftung durch Erinnerung passiert immer – die Frage ist nur, wie man es angeht. Zu vielfältig sind die Mennoniten heutzutage, als dass es ein „Zurück“ geben könnte zum idealisierenden Blick auf angeblich einheitliche Anfänge und die „eine“, angeblich überzeitlich gültige Erzählung, die man aus der Geschichte herausliest. Nicht alle mennonitischen und schon gar nicht alle täuferischen Kirchen sehen heutzutage in den Ereignissen des Jahres 1525, in der ersten täuferi-

schen Glaubenstaufe, einen wichtigen Baustein ihrer Identität. So könnte aus norddeutscher Perspektive das Wirken von Menno Simons als konstituierender angesehen werden. Die Hutterer messen der Einführung der Gütergemeinschaft 1528 wesentlich mehr Bedeutung bei. Fragt man unter den Russlanddeutschen, so verschwinden die Ereignisse von 1525 hinter all den Entwicklungen der späteren Jahre in Russland. Und weitert man schließlich den Kreis auf Mennoniten in Kenia, Kolumbien oder Indonesien aus, so werden die Antworten wieder ganz anders ausfallen. Vielfalt ist „state of the art“ und an ihr gilt es, sich zu orientieren, ohne jedoch in die Beliebigkeit abzugleiten und zu überfordern, woran mittlerweile die Postmoderne krankt. Die EKD hat ihr Lehrgeld gezahlt, als sie aus dem Reformationsjubiläum anfangs ein Lutherjubiläum machen wollte.

Die Botschaft änderte sich ...

„Freiheit“ war jenes Wort, das anfangs viele Planungen des Reformationsjubiläums geleitet hatte und das in vielen Veranstaltungen zum zentralen Schlagwort avancierte. Ein schönes Wort für das 21. Jahrhundert, leider wenig passend für das 16. Jahrhundert. Zwar prägte Luthers Freiheit den „Christenmenschen“ in seiner Stellung zu Gott, doch wirkte sich dies weder gesellschaftlich noch politisch aus – die Täufer stellen hierfür ein beredtes Beispiel dar. Interessant ist, was am Ende der Reformationsdekade übrigblieb. Dass Luther und seine Re-

formatorenkollegen keine umfassende Freiheit im Blick hatten, scheint im allgemeinen Bewusstsein angekommen zu sein. Angela Merkel sagte auf der zentralen Gedenkveranstaltung am 31. Oktober 2017 in Wittenberg: „Es war für die Reformatoren unvorstellbar, dass unterschiedliche Glaubens- und Wahrheitsvorstellungen nebeneinander bestehen könnten. Die Reformatoren blieben hier insofern dem Mittelalter verhaftet.“ Von Luther selbst blieb ein ambivalentes Bild. Die Kulturstaatssekretärin Monika Grütters fasste in ihrer Ansprache am Reformationstag 2017 zusammen, Luther habe zwar mit seiner „Streitbarkeit“ den Weg für die Demokratie bereitet, „auch wenn er selbst demokratische Werte wie Toleranz und Religionsfreiheit im heutigen Sinne weder predigte noch praktizierte“.

Implizit machte sich auf den letzten Metern des Reformationsjubiläums dann sogar noch mennonitischer Einfluss bemerkbar. Für den Slogan „Erinnerung heilen“, der erst 2016 als Motto ausgegeben wurde, um die ökumenische Seite stärker zu betonen, standen die Gespräche des Lutherischen Weltbundes mit der Mennonitischen Weltkonferenz Pate, die 2010 mit einem gemeinsamen Gottesdienst in Stuttgart ihren Abschluss gefunden hatten. Die gemeinsame Schrift von EKD und Deutscher Bischofskonferenz „Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen“ aus dem Jahr 2016 nimmt Bezug auf den lutherisch-mennonitischen Dialog. Nun sollten die evangelischen Kir-



chen und die röm-katholische Kirche die ambivalenten und vielschichtigen Deutungen der Ereignisse vor 500 Jahren und die unterschiedliche Erinnerungsgeschichte aufzuarbeiten. Erinnerung sollte nicht mehr abgrenzend wirken, sondern zur Versöhnung beitragen.

Die Täuferdekade

Sich einem Jubiläum durch themenzentrierte Abschnitte zu nähern – diese Idee der Reformationsdekade wirkte auf die Mennoniten inspirierend. Sehr schnell ergriff die Mennonitische Weltkonferenz die Initiative und gebar die Idee einer weltweit zu feiernden, sich jedes Jahr auf einen anderen Kontinent konzentrierenden Dekade. Höhepunkt soll die Weltkonferenz sein, die 2027 wieder ansteht. Damit verschiebt sich das angepeilte Jubiläum um zwei Jahre. Was zunächst dem Kalender der Weltkonferenz geschuldet war, erweist sich auf einen zweiten Blick als ein gar nicht unglücklicher Schritt, um die Fokussierung auf die Ereignisse von 1525 aufzubrechen. Denn das Jahr 2027 rückt wieder ganz andere Ereignisse in den Mittelpunkt, nämlich die Märtyrersynode von Augsburg und die „Artikel von Schleithem“. Eine erste Botschaft wird gesendet: Die Formie-

rung der Täufer ging prozesshaft vor sich und bereits am Anfang musste eine gehörige Vielfalt an Ideen unter einen Hut gebracht werden, wovon die „Artikel von Schleithem“ Zeugnis ablegen.

Die Weltkonferenz plant nun, jedes Jahr auf einem anderen Kontinent ein Treffen unter einem speziellen Motto abzuhalten. Die Täuferdekade wurde im Februar 2017 in Augsburg mit dem Thema „Die Bibel lesen aus täuferischen Perspektiven“ eröffnet. 2018 trifft sich das Exekutiv-Komitee der Weltkonferenz in Kenia, wo das Thema „Heiliger Geist“ einen weiteren Schritt setzt. Auch wenn noch nicht alle Termine feststehen: 2025 soll wohl in Europa gefeiert werden und bis dahin stehen bisher Costa Rica (2019), Kanada (2020) und Indonesien (2021 mit der Weltkonferenz) im Kalender. Als übergeordnete Fragestellung hat die Weltkonferenz ausgegeben: Welche Bedeutung hat das täuferische Erbe für Kontinente wie Afrika oder für Regionen wie Südostasien? Hinzufügen muss man: Und welche hat es „noch“ für Europa? Vielfalt als Programm, könnte es erneut heißen. Blickt man nur ein wenig Richtung Süden, so haben die täuferischen Geschichtsvereine in Österreich, die sich vor allem auf die hutterische Geschichte des Landes

konzentrieren, ihren eigenen Startschuss für den Weg hin zum Täuferjubiläum mit der Eröffnung des „Huttererparks“ in Innsbruck im Herbst 2016 gegeben.

Bedenken und falsche Bilder

Mittlerweile sind die ersten Bedenken bezüglich der Feierlichkeiten zur ersten täuferischen Glaubens- taufe geäußert worden. Die Zeitschrift „Mennonite Life“ widmete 2017 eine ganze Nummer den anstehenden Feierlichkeiten und den sehr kontroversen Diskussionen. Eine grundsätzliche Angst herrscht offenkundig davor, alte Geschichtsbilder könnten zu neuem Leben erweckt werden, wenn man das Jahr 1525 zu normativ verstehe. Eine Konzentration auf die Anfänge ließe unter anderem die spätere Entwicklung der täuferischen Gemeinden beiseite. Die Fokussierung auf ein „Anfangsdatum“ verdecke zudem, dass die Täufer nicht „plötzlich“ Ende Januar 1525 entstanden sind. Auf die Gefahr, in ein altes Denkmuster zu fallen und einzelne Protagonisten zu feiern, wird ebenfalls hingewiesen. Gewarnt wird vor einer Verehrung der glaubensstarken Helden der ersten täuferischen Generation. Und last, but not least wird die Befürchtung ausgesprochen, das Jubiläum könnte

▲ *Das Internationale Reformationsdenkmal in Genf, Statuen von Farel, Calvin, Beza und Knox*

zu eurozentriert ausfallen.

Es ist gut, in einem frühen Stadium der Vorbereitungen zum Täuferjubiläum Fragen nach der Ausrichtung zu stellen und für mögliche Irrwege zu sensibilisieren. Die Kritiker verweisen immer wieder auf die Jubiläumsfeiern der Vergangenheit und resümieren, was aus der heutigen Perspektive als nicht gut empfunden werden kann. Doch eigentlich würde bereits ein Blick auf die Struktur der heutigen weltweiten Mennonitenschaft und

täuferische Geschichte geschrieben.

Dass die Täufer schon im frühen 16. Jahrhundert nicht homogen waren, ist heutzutage Konsens. Sie werden mittlerweile in einer Vielfalt wahrgenommen, die fast schon die Frage aufwirft, ob man den generalisierenden Begriff „Täufer“ überhaupt noch in den Mund nehmen sollte. Auch die Tatsache, dass die täuferische Bewegung keinen „Anfangspunkt“ hatte, sondern Kind ihrer Zeit war, ist unumstritten. Die Täufer griffen, ebenso

Vielfalt als Herausforderung

Der gute Zweck eines Jubiläums ist es, Geschichte sichtbar zu machen, in die Gemeinden hineinzutragen und der Gesellschaft zu vermitteln. Was kann also die Botschaft der frühneuzeitlichen Täufer für das 21. Jahrhundert sein? Warum bin ich heute Mennonit oder Mennonitin und schaue mit gutem Gewissen voller Dankbarkeit auf die Vergangenheit zurück? Sind es das Gegen-den-Strom-Schwimmen, die Glaubensstärke und die gesellschaftlich gesehen äußerst selbstbewusste Taufaktion des Januars 1525? Menschen haben an dem, was sie für ihren Glauben als wichtig erkannt haben, festgehalten. Oder ist es die umfassende Wehrlosigkeit, die mehr war als „nur“ Pazifismus? Wehrlos zu agieren und nicht aggressiv zurückzuschlagen, ob mit Worten oder mit Taten. Sind es Freiheit, Meinungsvielfalt und mündiges Christsein? Manchmal schauen wir etwas beschämt auf die zahlreichen Spaltungen unter den Täufern und Mennoniten zurück, weil sie oft mit sehr viel Intoleranz einhergingen. Doch zeugen diese nicht auch von mündigen Christen, die selbst denken, neue Wege gehen und sich die Richtung nicht von oben vorgeben lassen? Von einer ständigen Reflexion darüber, ob der Glauben noch passt? Von Erneuerungswillen, letztendlich einer Lebendigkeit des Glaubenslebens? Heutzutage zeichnet es die Mennoniten aus, sich mit verschiedenen Meinungen auseinandersetzen zu können, die eigene Position zu finden und andere Meinungen auch stehen zu lassen. Das ist ein guter Ansatzpunkt.

Blickt man in die Geschichte zurück, so ist die täuferische Vielfalt manchmal fast erdrückend: von verschiedenen Auffassungen, inwieweit man politisch aktiv sein sollte, über unterschiedliche Gemeinschaftsmodelle mit Gütergemeinschaft, strenge-



▲ *Renewal-Veranstaltung in Augsburg*

auf den Stand, auf dem sich die Geschichtsschreibung heutzutage befindet, die Bedenken weitgehend entkräften. Letztere hat sich längst entfernt von einer Konzentration auf die „starken Helden“, auf Führungsgestalten und idealisierte Anfänge. Stattdessen nehmen die Historiker die „gemeinen“, also die einfachen Täufer und Täuferinnen in den Blick, die sich in den verschiedenen Gemeinden versammelten. Mit ihrem alltäglichen Glaubensleben haben auch sie die

wie alle anderen Reformatoren, geistliche Strömungen und Reformideen auf, die bereits im 15. Jahrhundert die Gesellschaft geprägt hatten. Ihr Reservoir an Ideen beinhaltete die Mystik, die Devotio Moderna und weitere Reformbewegungen, die ihre Kritik an der „alten“ Kirche hatten. Auch volkssprachliche Bibeln gab es vor der Lutherübersetzung bereits, die eine persönliche und individuelle Auseinandersetzung mit dem Inhalt möglich machten.

rer oder laxerer Kirchenzucht, bis hin zu unterschiedlichen Ausprägungen der Spiritualität – um nur ein paar Punkte zu nennen. Diese Vielfalt war eine Herausforderung und führte leider zuweilen zur Intoleranz gegenüber dem jeweils „anderen“ täuferischen Weg, bis heute. Dabei könnte so viel Positives aus einer guten inner-täuferischen Ökumene entspringen: Neugierde darauf, Anderes kennen zu lernen, ohne das eigene Fundament aufgeben zu müssen; zur Verantwortung und Mündigkeit aufrufen, sich erst selbst ein Bild zu machen, sich auseinanderzusetzen und dialogfähig zu bleiben; zu Selbstbewusstsein gegenüber dem eigenen Glauben, ohne andere zu verletzen.

Eine Betrachtung der Geschichte mit ihrer Vielfalt bewahrt vor „alten“ Geschichtsbildern. „Die“ überzeitlich gültige Norm täuferischen Handelns gibt es nicht. Geschichte passiert immer wieder neu, auch unter den Täufern. Jede Zeit und jede Generation hat ihren Umgang mit zeitgenössischen Problemen und Herausforderungen und hat ihre spezifischen Antworten zu finden. „Eine“ Erfahrung zur Norm zu erklären, ist nicht legitim. Nichts ist schlimmer als eine „Erinnerungsdiktatur“. Die Ereignisse des Januars 1525 mögen ein Anlass sein, 500 Jahre täuferische Geschichte neu in den Blick zu nehmen. Vielleicht gelingt es uns heutigen Mennoniten, stolz auf diese Geschichte, mit ihren Höhen und Tiefen zu sein. „Stolz“ ist ja ein Wort, dessen Gebrauch Bauchschmerzen bereiten kann. Doch eine übermäßige Bescheidenheit muss auch nicht sein. Denn mit der gebotenen Sachlichkeit zurückblickend erkennen wir, dass die 500jährige täuferische Geschichte nicht nur Absonderung, Schwarz-weiß-Denken, gegenseitiges Bannen und inner-täuferische Intoleranz hervorbrachte.

Stattdessen zeigen sich sehr unterschiedliche, an den jeweiligen zeitli-



chen Kontext gebundene Auslegungen von Nachfolge, die stets als täuferisch christlich bezeichnet werden können. Manchmal war der Glaube rationaler, manchmal spiritueller, manchmal pragmatischer. Vielleicht sind in manchen Situationen Führungsgestalten gut, etwa um eine Bewegung zu formieren oder Gemeinden zu gründen. Dann wieder gab es Zeiten, in denen es angebracht war, Entscheidungen gemeinschaftlich zu treffen. Manchmal galt es, eine größere Distanz zur Politik zu halten, dann hieß es wieder mitzumischen. Und vielleicht trafen zwei Täufer oder Täuferinnen in der gleichen Situation völlig verschiedene Entscheidungen, weil jeder seinem Gewissen verpflichtet war.

Vielfalt kann Gestalt geben, wenn sie nicht in die Beliebigkeit abgleitet. Das „alles ist möglich und erlaubt“ kann nicht gemeint sein. Als Mennoniten müssen wir uns immer wieder klar machen, dass unser Fundament nicht zuallererst im 16. Jahrhundert liegt, sondern in Jesus Christus. Das Leben der Täufer im 16. Jahrhundert war eine Möglichkeit, die Vorgaben

Jesu Christi umzusetzen. Spätere Zeiten erforderten andere Antworten. Aus den unterschiedlichen Interpretationen oder Traditionen schauen wir heute auf die gemeinsame Geschichte, gestalten die inner-täuferische Ökumene. Somit müssen wir im Hinblick auf 2025/27 nicht „die“ gemeinsame Geschichte schreiben, sondern die Vielfalt – auch in der jeweiligen Erinnerungskultur – sichtbar machen. Vielfalt der täuferischen Geschichte und Verschiedenheit als Stärke! Eine Vielfalt, die nicht als trennend, sondern als Bereicherung und Inspiration empfunden wird. ■

▲ Bei der Renewal-Veranstaltung in Augsburg



Astrid von Schlachta Weierhof